

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 247.

Freitag, 9. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



5. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Die handelten auf meinen ausdrücklichen Befehl.“
„Vater, Vater! Und das alles um diese unselige Idee!“, erinnerte Henry Clifford im Tone sanften Vorwurfs. Mit Geistesgestörten — wenn auch nur partiell Geistesgestörten — konnte man nicht rechnen.
„Mein lieber Sohn — lekten Endes um deinetwillen!“

Auch das noch, dachte Henry Clifford verzweifelt.

„Ich darf nach den Hausgesetzen der Duke of Goyne nicht einen Titel tragen, den nicht der König von England zu verleihen hat. Du aber wirst, wenn sich meine Vermutungen bewahrheiten, noch vor deinem fünfundzwanzigsten Jahre dich Herzog von Arles offiziell nennen dürfen — und gewaltige Liegenschaften in Frankreich besitzen.“

„Mir liegt nicht das geringste an Titeln — und: besitzen wir nicht schon genug?“

„Mein Sohn! Du bist jung. Ich dein Vater, muß an die Zukunft unseres Geschlechtes denken.“

„Ach! — lehren wir zu dem akuten Fall zurück. Die alte Dame wird sich zu Tode ängstigen — und die kleinen Jungen —“

„Es sind große Burschen — so viel ich weiß.“

„Wo sind sie?“

Goyne zuckte die Achseln:

„Was geht das mich an?“

Clifford verzweifelte.

„Und nun?“

„Es gilt, die Sache geschickt einzureuten. Ich muß in den Besitz des Medaillons kommen und zugleich Windermere und seine Verwandte versöhnen.“

„Aber — wir kennen doch die Verwandten der Windermeres . . . Wer kann es sein?“

„Es ist, glaube ich, eine Verwandte der Lady — eine Deutsche alsdann. Das wäre noch ein glücklicher Zufall. Wäre es eine Engländerin, würde man mir die Angelegenheit in London nie verzeihen.“

Clifford schüttelte den Kopf.

„Und wo — und wie — befindet sich die Dame?“

„Wo? Man hat sie in einem kleinen, entlegenen Ort an der Küste untergebracht. Wie?“ Der Duke zeigte durch ein mehrmaliges schnelles Heben und Senken der Achseln, daß er diese Frage noch nicht erwogen habe.

„Verzeih, Vater, wenn ich respektlos bin — aber, wenn man solche Sachen macht, müßte man sie eigentlich auch ganz allein zu Ende bringen. Ich weiß nicht, was ich bei der ganzen Geschichte soll.“

„Du hast immer Glück bei Damen, Henry. Komm mit und beruhige sie.“

Henry sah seinen alten Herrn mit einem Blick an, der dem jede Hoffnung auf Gewährung seiner Bitte von vornherein nahm.

„Ich bin dir gern zu Diensten, in jeder vernünftigen und — verzeih! — fairen Angelegenheit. Hier aber . . .“

„Wenn ich gewußt hätte, daß die Dame eine Verwandte des Lords sei — ich hätte alles ganz anders arrangiert.“ Goyne fühlte, wie ihm der kalte Schweiß auf die Stirn trat. „Die Geschichte hat, wie ich höre, bereits eine gewisse Sensation erregt. Was würdest du mir raten, zu tun?“

„Da du die Schuld hast und nicht — wie ich für selbstverständlich hielt — die Agenten, so mußt du persönlich die alte Dame aufsuchen, dich aufs beste entschuldigen und sie den Ihrigen wieder zuführen.“

„Aber Windermere — in seinem pedantischen Sinn — wird, so oder so, die Sache gegen mich ausnützen.“

Jetzt war es Clifford, der die Achseln zuckte.

„Zuerst und auf alle Fälle werde ich mir natürlich den Besitz des Medaillons sichern.“

„Vater!“ rief der junge Mann mit Emphase. „Ich rate dir, gib diese unselige Geschichte auf. Du wirst nie ans Ziel kommen!“

„Daß das seit Jahrzehnten — was sage ich?! — seit Jahrhunderten vermißte Medaillon vorhanden ist — ihr alle, selbst meine Rechtsanwälte bezweifelten seine Existenz —, beweist mir wieder, daß ich auf rechtem Wege bin.“

Es ist hoffnungslos, dachte der junge Carl.

„Sorge, daß die alte Dame den Ihrigen wiedergegeben wird.“

„Warum du nur immer von einer alten Dame redest? Laß die Buben fünfzehn, sechzehn sein — so braucht sie selber die Vierzig noch nicht überschritten, ja, sie kaum erreicht zu haben. Wäre ich frei — ich würde sie sofort heiraten, um rechtmäßige Ansprüche auf das wichtige Stück zu haben.“

„Und wenn es gar nicht das richtige Stück wäre? Wenn eine ähnliche Gravierung, ein ähnlicher Zierat oder was immer die Agenten getäuscht hätte?“

„Ausgeschlossen! — Roumier dachte doch gewiß an alles andere als an das Medaillon, als er es — ein harter Zufall! — entdeckte. Ich warte schon seit zwanzig Jahren auf den Zufall, der uns zu unseren Ansprüchen verhilft. Endlich scheint er eingetroffen zu sein.“

„Zuallererst, Vater, die Dame muß — muß“ — das Wort „befreien“ wollte Henry nicht über die Lippen — „in ihre gewohnten Verhältnisse zurück!“

„Alles wäre einfach, wenn sie in unsere Familie einheiratete!“

„Sie ist — denke ich — vermählt?“

„Das wäre fatal. Ich rechne damit, daß sie Witwe ist. Roumier hat über ihre — an sich ja auch gleichgültige — Person, so gut wie nichts geschrieben.“

„Wenn Sie nun vor Angst einen Herzschlag bekommt oder sich die Augen krank weint? — Ich verstehe dich nicht!“

„Du verstehst mich nicht, Grannee versteht mich nicht, deine Mutter — ich schweige von deiner Mutter, Clifford. Niemand wird mich verstehen, bis ich dir eines Tages den Titel der Herzöge von Arles und die Millionen ihrer Liegenschaften überreiche.“

Henry Clifford schwieg. Was vermochte der sanfte Strom aller überredenden Worte gegen einen Fels solcher Beharrlichkeit?

„Du willst also nicht?“

„Was?“

„Die Dame heiraten?“

„Vater! Und wenn sie vermählt ist? Du willst ihren Gatten hoffentlich nicht beseitigen wollen?“

„Beseitigen? Man wird seiner nicht habhaft werden können. — Gegen eine entsprechende Summe — wer weiß? — gegen eine entsprechende Summe wäre er vielleicht ganz gern bereit, zurückzutreten.“

„Kauf doch der Dame das Medaillon ab!“

„Wenn ich das noch nicht versucht hätte“, sagte Gouge mitleidig. „Aber es scheint eine hartnäckige und obstinate Person zu sein.“

„Jim“, sagte draußen Henry Clifford zu dem alten Diener, „du weißt, um was es sich handelt?“

„Um den Prozeß, Eure Lordchaft?“

„Sag' nur ruhig weiter Henry, Jim; wir sind alte Bekannte. Um den Prozeß — ja! Und Näheres?“

„Der Herr Herzog haben noch nicht geruht, mich einzuweihen.“

„Halt' die Augen offen, Jim. Ich fürchte oft, der Herr Herzog“, und Henry machte eine andeutende Bewegung nach der Stirn zu.

Jim lächelte beruhigend.

„Der Herr Herzog ist klar und schlau wie nur einer“, sagte er überzeugt. „Das ist nichts wie dieser verbohrte Eigensinn, wenn ich meine Meinung sagen darf. Er will und will beweisen, daß ihm das Erbe der Herzöge von Arles zukommt; gerade weil es ihm keiner glaubt. Und hat er es soweit, daß es erkannt ist, dann, glaube ich, fragt er auch keinen Deut mehr danach und wirft es weg wie ein Nichts!“

„Und wie geht es meiner Mutter?“

Jims Gesicht wurde lang, ernst und traurig.

„Sie ist noch immer die schönste Frau Londons — und scheinbar eine der jüngsten. Aber wo sie dem Herrn Herzog aus dem Wege gehen kann, da tut sie es unfehlbar.“

Henry Clifford leuzte.

So sprachen die Diensthoten von seiner reizenden und klugen Mutter. Und er — wollte er von ihr hören — mußte sich an die Bedienten wenden. Sie selber schrieb ihm nie, trotzdem sie ihn innig liebte. Grannees lange und ausführliche Berichte enthielten über die beiden Eltern nie mehr als einige kühle, inhaltslose Worte.

Langsam und gedankenschwer schritt Henry Clifford durch die belebten Straßen. Und ähnlich wie der alte Diener dachte er: Was kann meinen Vater von seiner Marotte heilen und dadurch vielleicht ihn und meine Mutter versöhnen?

Der Duke aber bedeutete dem auf alles gefassten Jim:

„Also, es bleibt dabei, wir fahren!“

•

„Nun — und was machte die Kranke?“

„Sie verhält sich ruhig. Man sollte nicht meinen, daß sie . . . Nur — sie verlangt immer wieder fest und bestimmt Kleider. Ich meine, man sollte . . .“

„Damit sie uns eins, zwei, drei bei der ersten besten Gelegenheit entwischt. Sie ahnen nicht, welche Schwierigkeiten es uns machte, ihrer habhaft zu werden. Wenn der — hm!, ja! — Verwandte erst eintrifft.“

„Wann wird das geschehen?“

„Morgen?! Übermorgen?! So schnell, wie es ihm

möglich ist, jedenfalls. Wir haben vorgestern schon das Telegramm besorgt.“

„Mir tut sie bitter leid — so ein junges Ding — und so ein hübsches Ding! Wenn sie so dasitz mit dem blassen, ernsten, trostigen Gesichtchen. Ich kann und kann es nicht glauben, daß sie . . .“

„Vor allem: reinen Mund gehalten! Bedenken Sie: vornehme Familie. Die mögen nicht gern, wenn so etwas bekannt wird. Und Sie hören doch selbst — was sie da sagt und immer und immer wieder wiederholt: das ist doch eine bare Unmöglichkeit. Oder halten Sie mich für fähig . . .?“

„Nein! O nein, der Herr darf nichts Schlechtes von mir denken. Nur das Mitleid, wissen Sie . . . So ein sanftes, armes Geschöpfchen . . .“

„Sanft? Sie hat meinem Freunde schon das Gesicht zerkratzt — kleine, wilde Rake, die sie ist . . .“

„Nun ja — wenn sie doch krank ist.“

Herr Labbe stand in dem bescheidenen Vestibül des kleinen Familienhotels Mimosa in seiner imponierenden Länge — mit dem besorgten Gesicht eines ehrbaren Wärters — vor der fetten und rundlichen Besitzerin, die in einem einfachen und nicht ganz sauberen Kleide, eine große Schürze über den starken Leib gebunden, mit einem Blick, in dem soviel Mißtrauen wie Hochachtung lag, zu ihm aufschaute.

Madame Jules konnte und konnte den Eindruck nicht los werden, daß irgend etwas an der Geschichte nicht stimme.

Zuerst, als vor einigen Tagen — kurz nach eingetretener Dunkelheit — das kleine Auto direkt vor ihrem etwas abseits gelegenen Familienhotel gehalten und der schlanke Herr, der sich als Herr Labbe vorgestellt, sie um eine geheime Unterredung gebeten und die abenteuerliche Geschichte erzählt, hatte sie etwas ganz anderes vermutet. Aber als sie dann das müde, entsetzte und finstere Gesichtchen der „Kranken“ gesehen — ein so unschuldiges Gesichtchen! —, war sie anderen Sinnes geworden und hatte ihr das kleine Hinterzimmer eingeräumt. Die Herren suchten im „Grand Hotel“, das in diesem kleinen Ort auch nur mäßigen Anspruch auf diesen Namen machen konnte, Quartier.

Die Moral war also völlig unangetastet.

Aber was ihr dennoch immer unheimlich erschien und ihren Argwohn, wenn auch in anderer Richtung, bestärkte, war die Tatsache, daß man dem jungen Ding alle Kleidung vorenthielt.

Wahnsinnig?

Sie schien nicht gerade das. Wenn sie nur in einer verständigen Sprache geredet hätte! Doch Frau Jules wußte weder englisch noch das andere Idiom, das die „Kranke“ sprach, und das, nach Aussage der beiden Wärter, russisch war.

Das Französisch der jungen Dame aber war sehr mangelhaft, und Frau Jules hatte es anfangs nicht einmal als französisch erkannt.

(Fortsetzung folgt).

Altdeutsche Sprichworte.

Gesammelt und bearbeitet von Walter Medauer.

Wer nichts hat, kann doch borgen.

Von der Zeit wird alles ans Licht gebracht.

Rosen und Dornen trennt man nicht.

Wer mit einfältigen Leuten spricht, soll nicht doppeldeutig reden.

Mut aus Furcht vor Strafe haben nur die Feigen.

Zweifel läßt sich überwinden; Dummheit kann keiner belehren.

Von großen Streichen mancher schwacht,
Und hat noch keine Mäus gekragt.

(Barth. Krüger.)

Musik im Herbst.

Auf einer alten Mühle bin ich eingelehrt.
Verbe Holztische, lange, schmale Bänke, überschüttet vom Herbstlaub.

Da und dort sitzen ein paar Menschen, die im milden Sonnenschein aus der Stadt hierher gewandert sind.

In den Gläsern leuchtet der Apfelmoss wie flüssiger Bernstein, und das frische Bauernbrot duftet herrlich.

Drei Musikanten kommen an.

Bettelvoll ohne Heimat.

Der Wirt betrachtet sie mißtrauisch, sagt aber nichts, als die drei sich an einen leeren Tisch setzen und zu spielen beginnen.

Die Harmonika hält den Takt.

Die Gitarre spricht dazu wie eine alte Dame aus vergangenen Zeiten.

Der Ton der Geige schwebt darüber hin, leicht, wie die Marienfäden, die durch die stille Luft kommen, irgendwoher, irgendwohin.

Eine beschauliche Weise spielen die Musikanten, eine vergessene Melodie, die wunderbar stimmt zu den herbstgoldenen Bäumen, zum schäumenden Most, zur stadtfernen Mühle.

Die Alten drüben am Tisch summen mit und machen glückliche Augen.

Der Rauch, der aus ihren Pfeifen steigt, schreibt frohe Dinge in die Luft.

Aber es sind auch Menschen hier, denen das nicht gefällt.

Junge Burschen, die nichts wissen wollen von Gestern, vom Gewesenen, Stillen, Beschaulichen.

Erst machen sie freche Zwischenrufe und stören die Musik, dann rufen sie dem Wirt: „Machen Sie Schluß mit dem albernem Getöse; Schlager wollen wir hören, moderne Schlager.“

„Spielt Schlager oder trollt Euch!“ ruft der Wirt den Dreien zu, den drei Alten, die erschrocken ihre Instrumente sinken lassen, die Harmonika, die Gitarre, die Geige.

„Schlager können wir nicht spielen,“ murmeln die Musikanten und drücken die Instrumente an sich, als wären sie ihnen zu schade für das, was man von ihnen verlangt.

„Trollt Euch und kommt nicht wieder!“ ruft der Wirt.

Da stehen sie auf, vergessen zu sammeln und gehen fort. Hinter ihnen gröhlt das Grammophon wie Hohnschrei der neuesten Schlager.

Die Drei schauen sich nicht um.

Sie verschwinden im Walde, der sich um sie legt wie ein schwerer, goldener Mantel.

Hans G ä s s e n.

Der grausame Feind.

Ein Urwalderlebnis von Peter Uhl.

„Schnell, Amigo, in zwei Stunden ist es Nacht. Du mußt wachen. Denn mir, mir triecht wieder die verdammte Hitze die Knochen hinauf.“

Es ist eine Lichtung, zauberhaft schön und jetzt noch wie überstrahlt von hundert Sonnen. Aber die Nacht in den Tropen kommt blisschnell, und es ist schlimm, wenn man von ihr gleichzeitig mit dem Fieber überrascht wird. Ich schlade Chinin. Unsere Peone brennen mit glühenden Holzschichten den Boden der Lichtung aus, die wir uns erwählten, mit großer Geschwindigkeit und sehr schnell werden die Hängematten befestigt, und die Tapirleude — das Beste, was hier zu haben ist, schmort auf dem Spieß. Drüben irgendwo leuchtet der giftgrüne Fluß, den wir in kleinen Booten heraufgekommen sind mit gelben Augen und eingefallenen Gesichtern. Und links schaukelt eine riesige Wand aus Lianen, die wie ein Teppich gemustert ist, von wunderbaren Orchideen und Vogelschwingen. Es stinkt aus den Sümpfen und Gefahr ist überall. Schlangen kommen durchs hohe Gras, der Jaguar lauert drüben im Schatten, Moskitos, Zeden und Hautwürmer haben unsere Leiber zerfressen und gemartert. Drüben im Fluß lauert der Tod im Rachen der Krotobile und der silbrig glänzenden Zangenfische — aber es ist schon hier. Ganz fern irgendwo rollen dumpf die kleinen Trommeln der Buschleute. Seit dem frühen Morgen sind sie uns auf den Fersen. Und sie werden uns angreifen, vielleicht heute Nacht, vielleicht morgen oder übermorgen, wenn es uns nicht gelingt, die Prärie zu gewinnen, auf der wir durch unsere weittragenden Büchsen vor ihnen geschützt sind. Und sie schicken kleine, bunte Pfeile aus ihren Blasrohren durch die Luft, die ganz matt auf Mensch oder Tier niederbaumeln, aber von denen geritzt zu werden den Tod bedeutet. Der ferne, dumpfe Gesang dieser Trommeln ist die Melodie des brasilianischen Urwaldes.

Ich liege in der Hängematte, Pedro, außer mir der einzige Weiße unserer sechsköpfigen Gesellschaft, locht Kaffee. Seine langen, dünnen Arme streckt er in die Luft, die Haut umspannt wie braunes Leder sein mageres Gesicht und darin flattern unruhig und böse die gelben Augen. Man wird böse in diesem furchtbaren Land.

Jetzt ist es mit einem Schlag Nacht. Das Feuer lodert in der Richtung, und die vier Peone umhocken es wie vier seltsame, hagere Vögel. Sie rauchen Pfeife, ihre Augen starren ausdruckslos in die Glut. Sind sie froh? Trauern sie? Niemand kann es ergründen.

„Gib mir zu trinken, Amigo.“

Ich spüre es schon, wie das Feuer von der Lichtung hinüberfließt in meinen fliegenden Körper.

„Decken her, ich friere!“

Rote, blaue und grüne Tupfen tanzen vor meinen Augen und in ihrem Licht verschwimmt Pedros zerknittertes Gesicht über mir. Ich bäume mich auf, schlage mit den Armen um mich, der Becher mit kühlem Lianensaft springt weit fort.

Ich bin furchtbar matt. Droben leuchten kühl die zahllosen Sterne. Aber es ist, als wären die Sinne geschärft und die Seele hellfichtiger nach diesem Großkampf des Körpers. Gestalten huschen durch die Dämmerung, fliegende Hunde, dünn knickt ein Ast und noch einer. Was ist geschehen? Und dann steht es mit einem Male, als die Sterne von einem Schwarm in rasender Heße fliehender Affen verdunkelt werden, klar vor meinem Geist: die Wildnis ist auf der Flucht. Ein Feind kommt aus dem Dunkel auf uns zu.

„Pedro, schlafst du, Pedro, wache auf!“

Er rührt sich nicht, die Peone schnarchen in ihren Hängematten. Da fahre ich hoch und taumle zu ihm hin, schüttele ihn. Mit einem Fluch ist er auf den Beinen. Und gleich mir sieht er die gespenstische Flucht der Wildnis. Wir weden unsere Indianer. Das Feuer wird höher geschürt. Antilopen springen in rasender Flucht durch die Glut, Schlangen züngeln vorbei, ohne sich um unsere Nähe zu kümmern, oder an Angriff zu denken. Ein Jaguar fliehet drüben auf leisen Pfoten über die Lichtung. Und da — stürzt von einem tragenden Ast ein schwarzer Körper in die Lichtung knapp neben das Feuer hin, schreit wie ein Säugling, sucht mit den Gliedern, peitscht mit dem Schwanz. Ein Affe — und überflutet von Millionen kleiner, schwarzer, geflügelter Tiere. Ameisen. Regionen sind im Anmarsch. Der grausame Feind kennt kein Hindernis. Er frißt alles auf, was ihm in den Weg kommt. Wo Leben atmet, bleiben Skelette hinter ihm zurück. Feine, säuberlich abgenagte, blendend weiße Knochen. Hier gibt es nur eine Rettung: das Wasser. Wir laden unser Gepäck auf und rasen, taumeln dem Fluß zu. Aber schon bricht es aus dem Gestrüpp hervor. Wie eine schwarze, zähe, flüssige Masse quillt es unter den Fasern der Lianen hervor und durch das dicke Gras. In wenigen Sekunden sind wir übersät von ihnen. Sie fressen sich in unsere Haut ein und unter ihren grausamen Bissen beginnen wir zu schreien. Wir springen ins Wasser, stoßen unsere Kanus weit ab vom Land, nicht achtend der Krotobile, und als wir endlich flott sind, fehlt einer der Peone. Wir hören seinen Schrei ganz nahe, aber zu retten ist er nicht mehr.

Jäh und ohne Übergang kommt der Tag, eine Orgie der Farben und des Lebens erschließend. Wir sitzen kumpf in unseren Kanus, drüben prangt und leuchtet der Wald. Und wir sehen die Lichtung, in der wir geschlafen hatten. Von den Hängematten ist keine Spur mehr da. Sie wurden aufgefressen. Und am Ufer liegt, weiß glänzend, wie vom anatomischen Institut eigens präpariert, das Skelett Urus, unseres Peonen. Der Wald ist wie ausgestorben. Die Sonne brodelte orangegelb im bradigen Wasser. Fieberdünste wehen aus dem Schilf, unsere Körper sind dürr und hart, denn wir wandern durch die Hölle.

„Amigo“, sagt Pedro, „wir leben.“

Ich schlade Chinin.

Auf dem Bock.

Von Palle Rosentrang.

Der Justizrat ging gern zu Fuß; vom Stift, wo er Gutsinspektor war, bis zum Ort, wo er ein paar Besorgungen hatte, war eine kleine Meile Weges. Aber an jenem Tage war es außergewöhnlich warm, und der Justizrat war ein bißchen did. Die Sonne brannte, und er schnauzte tüchtig, wie er so dahinging, den Hut in der Hand und das Taschentuch über der Stirn. Uhl das war heiß! und er hatte erst knapp die Hälfte des Weges zurückgelegt.

Da kam ein kleines Landaulet die Landstraße entlanggerollt. Darin saß, breit und mächtig, in einem hellen Sommeranzug nach der letzten Mode von einem Schneider

In Bondstreet, London W., der Kammerjunker von Ködtilde. Auf dem Bod sah ein Kutscher mit Jägerhut, und zwei blankbraune Hannoveraner tänzelten vor dem Wagen.

Der Wagen hielt vor dem Justizrat, und der Kammerjunker streckte die Hand aus „Wollen Sie mitfahren?“ sagte er freundlich herablassend.

Nichts hätte der Justizrat lieber gewollt. Er näherte sich dem Wagen, um einzusteigen, aber der Kammerjunker machte eine abweisende Bewegung:

„Lieber Herr!“ sagte er, „so war das nicht gemeint. Ich lege Wert darauf, daß mein Wagen nur für Herrschaften ist. Gutspersonal sitzt bei mir auf dem Bod!“

Den Justizrat hätte beinahe der Schlag getroffen, aber er verbis sich seinen Ärger und kletterte zum Kutscher auf den Bod. Da sah er nun, stramm wie ein herrschaftlicher Diener und schwierte im Sonnenschein, — die Leute im Ort lachten ihn aus, als der Wagen die Hauptstraße entlang zum Hotel fuhr, wo der Kammerjunker abstieg. Der Justizrat entfernte sich mit einer Verbeugung. Aber von dem Tag an sprach er nie wieder mit dem Kammerjunker auf Ködtilde.

„Weiß der Teufel, was der Klodrian hat,“ sagte der Kammerjunker seitdem. „Ich bin mir nicht bewußt, ihn beleidigt zu haben!“

Aber das hatte er nun dennoch . . .

Die Jahre gingen, und der Kammerjunker wurde Hoffjägermeister, aber gerade, bevor er Kammerherr werden sollte, machte er Konkurs. Ihn selber überraschte das. Alle andern verstanden es ganz gut: er hatte sich eben in Sachen eingelassen, denen sein Verstand nicht gewachsen war. Der Justizrat wurde Etatsrat, und als es beim Kammerjunker wackelte, kaufte er Ködtilde und wurde sein eigner Herr. Er wurde reicher und immer reicher, während der Kammerjunker, oder besser, um ihm zu lassen, was er war: der Hoffjägermeister so arm wurde, daß er seinen Titel aufgeben mußte, da er nicht einmal die Rangabgaben bezahlen konnte.

Eine Agentur einer Versicherungsgesellschaft war alles, wovon er leben sollte. Der hohe, starke Mann war gebeugt und niedergedrückt, seine Kleider waren fast zerlumpt, er mied alle Bekannten aus seinen besseren Tagen. Seine Frau war kurz nach dem Unglück gestorben, er wohnte in der Hauptstadt in einer Mansarde und reiste über Land, um sein tägliches Brot zu verdienen.

In seine alte Gegend kam er nie. Aber da schrieb ihm ein alter Bekannter einmal, der eine Versicherung abschließen wollte; diese Gelegenheit wollte er sich nicht entgehen lassen. Man hatte keinen Wagen nach ihm geschickt, und so geschah es, daß er eines heißen Sommertages in glühendem Sonnenschein denselben Weg ging, wo er seinerzeit den Justizrat, nun Etatsrat auf Ködtilde, getroffen hatte.

Und da geschah es auch, daß ein altmodisches Landauet die Landstraße entlanggerollt kam, grade als er vor Müdigkeit und Wärme dem Umsinken nahe am staubigen Straßenrand stand. Im Landauet saß der Herr auf Ködtilde, ein bißchen dick, ein bißchen faßlos, aber ganz frisch und zufrieden.

Er erkannte den Wegfahrenden und ließ den Wagen halten. Er grüßte freundlich und fragte in gemüthlichem, aber doch ein wenig herablassenden Tonfall, ob der Herr Hoffjägermeister mitfahren wollte. Der müde Mann am Wege sagte „Ja danke“ . . . und nun geschah das Merkwürdige:

Der Etatsrat stieg aus und verbeugte sich:

„Da ich weiß, daß der Herr Hoffjägermeister darauf hält, allein im Wagen zu fahren, seh' ich mich zum Kutscher auf den Bod.“

Und dabei blieb.

Der Wagen rollte geschwind die Landstraße entlang, und bei der Einfahrt ließ der Etatsrat halten. Sein Gast stieg aus, der Etatsrat trabbelte vom Bod und freute sich seiner Rache.

„Vielen Dank für die Fahrt,“ sagte der Wegfahrende in wunderlich wehmüthigem Ton, „Sie glauben nicht, wie gut es mir tat, wieder einmal in meinem eignen Wagen zu sitzen. Und ganz besonders danke ich Ihnen, Herr Etatsrat, für die sinnige Aufmerksamkeit, die Sie mir erwiesen haben, indem Sie sich auf den Bod setzten. Ich hatte während der halben Stunde, die die Fahrt währte, das herrliche Gefühl, als wäre alles wie in alten Tagen. Und ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, — ich habe Sie immer hoch geschätzt und konnte Ihren Unwillen gegen mich nicht verhehlen. Wenn ich seinerzeit Ihren Rat eingeholt hätte, war' es mir sicher besser ergangen. Na, — herzlichen Dank!“

Und damit ging er.

Der Etatsrat blieb mit offenem Munde stehen und glogte ihm nach. Nein, so etwas! der hatte das Ganze nicht verstanden! Bestand also der entfernteste Grund, den alten Groll weiterzuhegen?

Am nächsten Tag war der Hoffjägermeister zum Frühstück auf seinem alten Hof, — es war eben kein reiner Zufall, daß der Etatsrat Glück gehabt hatte.

Neue Bücher

* „Madelon Sieben“, Roman aus dem Rheinland von Lotte Braun. (Verlag L. Staadmann, Leipzig.) Von Frau Madelon Sieben, der französischen Frau eines stark im Vordergrund stehenden Antiseparatistenführers in Mainz existiert eine photographische Platte aus einer Karnevalsnacht. Der Separatist Schoppenpeger hatte sie mit ihrem Freunde aufgenommen, aber aus der an sich harmlosen Angelegenheit durch einen Trick einen Akt gemacht. Zwar sind die Bilder zerrissen worden, aber die Platte existiert. Und diese Platte wird nun Madelons Gewissen, der Angelpunkt des Romans und zugleich der Motor, der die Handlung in Fluß bringt. Aber zugleich auch die innere Unwahrscheinlichkeit des Romans. Wir müssen uns mit der annuitigen, frommen Madelon zunächst abquälen, bis sie das einzig vernünftige findet, was in diesem Falle zu tun war: einem solchen Prachtmenschen, wie ihr Mann es ist, ehrlich, voll Glauben an sie, sachlich, gerecht, voll menschlichen Verständnisses und ohne Fehle, diesem Manne also zu sagen, daß eine verlogene Platte von ihr existiert und daß er einmal nach dem Rechten sehen soll. So mußte nach den Charakteren der Madelon und vor allem Siebens das verlaufen. Aber, dann wäre der Roman eben kein Roman geworden. Und so findet denn bis zum Augenblick, wo Madelon sich Sieben ausspricht und beichtet, allerhand im Romane statt. Sieben geht finanziell zugrunde, der Liebhaber der Fastnacht wird beim Suchen der Platte ermordet. „Er ist umsonst gestorben, der gute Jean Baptiste. Ich brauche die Platte nicht mehr. Sie hat nichts mehr mit mir zu tun. Mir liegt nichts mehr an der Platte.“ Misamer aber, der hoffnungslos in die schöne Madelon verliebte Angestellte des Hauses, wird zum Dieb, zum Separatisten, zum Hochstapler, zum Mörder, zum Amokläufer, und stirbt bei der Flucht nach Frankreich infolge eines Motorradunfalles. Dazwischen spielen die letzten Ausläufer der Separatistenumtriebe und der Antiseparatistenbewegung, nicht ohne daß die Platte auch hier ihre schicksalhafte Aufgabe erfüllt, so viel Durcheinander als möglich zu machen. Das Buch ist im übrigen geschickt erzählt und es findet sich manch treffendes Wort über Mainz und Umgebung. S. R.

* „Palmbusch“, Roman von Cornelius Banderbist jr. (Amoneka-Verlag, Wien-Berlin.) Dieser Gesellschaftsroman mit kriminellem Einschlag ist in doppelter Hinsicht interessant: Einmal durch seinen Verfasser, den Sohn des bekannten Multimillionärs, dann auch durch das Milieu, die Schilderung des Lebens in einem amerikanischen Luxusbad. Mit scharfem Blick wird die vornehme Welt in ihrem Tun und Treiben beobachtet, wird Ehrgeiz und Titellust, Genuß- und Sensationsgier unerbittlich bloßgestellt. Überall zeigt sich die demoralisierende Wirkung des Alkoholverbotes; Schmuggler führen ein blühendes Geschäft, nicht weniger lohnend arbeiten Banden von Raubguthändlern, und Glücksjäger aller Art finden sich zu diesem Sammelplatz von Geld und schönen Frauen. Das Schicksal eines jungen Mädchens, dessen erste Liebe einem Unwürdigen gilt, das aber mit gesundem Instinkt doch noch den Abstieg vermeidet, steht im Mittelpunkt des Romans. Um die Heldin schließt sich ein Kreis ausgezeichnet gezeichneter, markanter Typen, flott und temperamentvoll ist die Handlung entwickelt und so wirksam gesteigert, daß sie bis zuletzt unverminderte Spannung schafft. Ein gutes Unterhaltungsbuch. ls.

* Werner Sombart: „Die Zukunft des Kapitalismus“. (Verlag Buchholz u. Weichwange GmbH, Berlin-Charlottenburg II.) Die immer offener zu Tage tretende Notwendigkeit der Neuordnung unseres Wirtschaftssystems zwingt die Menschen zum Studium der Möglichkeiten. In dem vorliegenden Büchlein beschreitet der weltbekannte deutsche Meister der Wirtschaftswissenschaften, Werner Sombart, mutig den Weg der geistigen Führung im wirtschaftspolitischen Meinungskampf. Seine in die Zukunft deutenden Worte lassen den abgeklärten Aufbauwillen eines Führers erkennen.